

STANDARDVARIATION – WIE VIEL VARIATION VERTRÄGT DIE DEUTSCHE STANDARDSPRACHE ?

Bericht von der 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache

von Stefan Kleiner und Ralf Knöbl

Sprachen sind dynamisch. Veränderungsmotor des offenen Systems Sprache ist dessen Gebrauch durch Sprecher. Bekanntermaßen wird die Verstehbarkeit der Sprachverwendung durch Konventionen gewährleistet, die gleichzeitig allerdings durch den Gebrauch aushandelbar und flexibel sind. Am Anfang des 21. Jahrhunderts kann für die standard-sprachliche Situation in Deutschland festgestellt werden, dass primär durch außerlinguistische Veränderungen angestoßene Entwicklungen im Bereich der Verwendung Spuren im System hinterlassen. Die

Standardsprache ist im Prozess, von immer mehr Sprechern in immer mehr Verwendungskontexten gebraucht zu werden. Gleichzeitig scheint der Standard Siebsscher Prägung, also der kodifizierte, schriftsprachorientierte Standard, immer seltener gesprochen zu werden.

Aus dieser Situation ergeben sich der Sprachwissenschaft Fragen und Probleme: Wie kann ein Beschreibungsobjekt Standardsprache definiert werden, wo sind die Grenzen zwischen dem standard-

sprachlichen und nicht-mehr-standardsprachlichen Bereich? Wie angemessen bilden vorhandene Beschreibungen die aktuelle Sprechwirklichkeit ab? Ist es deutscher Sprechstandard, was in Schulen gelehrt und nicht-deutschsprachigen Deutschlernern vermittelt wird?

Solche und weitere Fragen wurden auf der diesjährigen IDS-Jahrestagung, die vom 9.-11. März unter der Leitfrage »Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?« stattfand, zu beantworten versucht.

Der Begrüßung durch IDS-Direktor **Ludwig M. Eichinger** folgten die Grußworte vom Baden-Württembergischen Wissenschaftsministerium, überbracht durch **Klaus Herberger**, und von der Stadt Mannheim, vertreten durch Kulturbürgermeister **Peter Kurz**. Der geladene Vertreter der Leibniz-Gesellschaft musste leider kurzfristig absagen.

Den Auftakt des wissenschaftlichen Teils der Jahrestagung bildete **Heinrich Löfflers** (Basel) umfangreicher Versuch zur Begriffsklärung, was unter Standard/Standardsprache bzw. dem Nicht-Standard und der Standardvariation überhaupt zu verstehen sei. Er konnte zeigen, dass es in der Germanistik zahlreiche unterschiedliche Standarddefinitionen gibt, die sich nicht nur terminologisch, sondern auch inhaltlich deutlich voneinander unterscheiden. Allen gemeinsam ist, dass sich Standard nicht ohne komplementäre Begriffe wie z.B. Umgangssprache und Dialekt oder – in modernerer Fassung – Substandard und Non-Standard definieren lässt. Es wurde deutlich, dass ein allgemein gültiges Gerüst zur Gliederung eines so komplexen Gebildes wie des sprachlichen Kontinuums einer lebendigen Sprache nicht existiert. So stellt sich die Frage, wie man mit der Variation im Rahmen dieser linguistischen Modelle umgehen soll, d.h. bezogen auf das Tagungsthema, welche Art von Variation noch innerhalb des Standards anzusiedeln ist, welche bereits außerhalb liegt. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht nur akademischer Natur, sondern hat auch ganz konkrete Auswirkungen u.a. für die Duden-Redaktion.

Auch der Tagungsvortrag von **Ulrich Ammon** (Duisburg) hat einleitend versucht, die recht diffuse Terminologie-Situation zu klären, die bezüglich des Tagungsthemas Standard und Variation bzw. varietätstektonischen Fragen allgemein herrscht. Im Zentrum des Beitrags stand die Frage, wer wie bemächtigt ist, geltende Normen der Verwendung von Sprache zu setzen (»das soziale Kräftefeld einer Standardvarietät«). Ein wesentlicher Unterschied zwischen Standardvarietäten und Nonstandardvarietäten besteht laut Ammon darin, dass beide zwar Gebrauchsnormen haben, jedoch nur die Normen von Standardvarietäten den Status institutionalisierter und autorisierter vermittelter Vorschriften haben, da sie von verschiedenen mehr oder weniger institutionalisierten Instanzen gesetzt und kontrolliert werden. Wichtige normsetzende Instanzen mit standardisierender Wirkung sind nach Ammon a) Modelltexte,

deren Modellhaftigkeit in der Öffentlichkeit der Äußerungssituation und dem sozialen Status der Sprecher begründet ist, b) Sprachkodizes, insbesondere die meistens konsultierten Rechtschreibwörterbücher, c) Sprachexperten, die sich mit den Normsetzungen in den Kodizes kritisch auseinandersetzen und d) Sprachnormautoritäten, die beruflich zur Sprachkorrektur berechtigt bzw. verpflichtet

sind. Die vier Instanzen sind teilweise unscharf abgegrenzt und stehen in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis, was Ammon anhand des Beispiels der Neukodifizierung des österreichischen Standards im »Österreichischen Wörterbuch« zwischen der 35. und 36. Auflage demonstrierte. Für die Durchsetzung der Gültigkeit sind letztlich die Normautoritäten verschiedener Ebenen verantwortlich; Legitimität gewinnen Normen durch ihre Vereinbarkeit mit linguistischen und außerlinguistischen Werten der Benutzergemeinschaft.

Thema und Titel des letzten Grundlagenvortrags waren Grammatikalisierungs- und Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Leitfragen bei der Untersuchung von eigentlich ungrammatischen Konstruktionen der sprech-



Ltd. Min. Rat Dr. Klaus Herberger, Baden-Württemberg

sprachlichen Wirklichkeit sind für **Susanne Günthner** (Münster) a) die nach den Funktionen der von der kodifizierten Norm abweichend verwendeten Formen, b) deren Reichweite bzw. deren Potenzial, als sedimentierte Diskursphänomene Eingang in die Standardsprache zu finden und c) die Notwendigkeit der Korrektur entweder der abweichenden Formen oder der normsetzenden Regelwerke. Das von ihr beschriebene Phänomen sind Konstruktionen mit den eigentlich subordinierend zu verwendenden Konzessiva *obwohl* und *wobei* als Diskurspartikel in der Vorvorfeldposition mit folgender Verbzweitstellung, wie im Beispiel: »Gelber Sack, das ist dann jeden zweiten Montag.« (PAUSE) »Wobei das is selten.« So verwendet werden *obwohl* und *wobei* zu Markern bzw. Einleitern einer Korrektur entweder der eigenen oder der Rede anderer. In der Weiterentwicklung der Korrektivfunktion wird insbesondere *obwohl* zur Dissensmarkierung eingesetzt, bei der das Image des Gesprächspartners geschont wird. Die feststellbare Verbreitung und Stabilisierung dieser Konstruktion, ggf. eine allgemein zunehmende Pragmatisierung bzw. Diskursorientierung beim alltäglichen (Standard-)Sprechen lassen die Frage nach der Korrektur entweder der Sprechrealität oder deren Beschreibungswerke relevant erscheinen.

Stephan Elspaß (Münster) stellte in seinem Vortrag »Standardisierung des Deutschen: Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte« die Ergebnisse einer Analyse von Auswandererbriefen aus dem 19. Jh. vor. In diesen zeigen sich viele sprachliche Phänomene, die heute nur noch auf der Ebene der gesprochenen Sprache zu finden sind. Häufig handelt es sich dabei um sprachliche Regionalismen – wie die doppelte Verneinung oder der Ausfall des *ge*-Präfixes bei Partizipien. Andere befänden sich »auf dem Weg zum Standard«. Dazu gehört die allseits bekannte Verbzweitstellung nach *weil* ebenso wie der Gebrauch von *wie* als Komparativpartikel oder Sätze mit getrenntem Pronominaladverb vom Typ »da weiß ich nichts von«. Von einer Einheitlichkeit des Deutschen, wie sie die Schulgrammatiken des 19. Jhs. suggerieren, kann demnach keine Rede sein. Er plädierte in seinem Vortrag auch für eine »Sprachgeschichte von unten«, die nicht nur die Sprache des gebildeten Bürgertums zum Gegenstand hat, sondern auch die schriftlichen Zeugnisse der breiten Bevölkerungsmehrheit berücksichtigt und damit notwendigerweise auch Variation innerhalb der Standardsprache in ihre Forschung mit einbezieht.

In der ersten Hälfte des Beitrags »Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung?« stellte **Peter Auer** (Freiburg) mehrere Modelle vor, an de-

nen die unterschiedlichen Beziehungen von Standardsprachen zu den ihnen untergeordneten regionalen Varietäten veranschaulicht wurden. Dabei sind innerhalb des deutschen Sprachgebiets je nach Land/Region ganz unterschiedliche Konstellationen zu beobachten, wobei für bestimmte Regionen erst noch zu klären sei, welches Modell die sprachliche Realität am besten abbildet und ob tatsächlich eine sprachliche Entwicklung wie im Vortragstitel suggeriert abläuft. Dazu nahm **Helmut Spiekermann** (Freiburg) im zweiten Teil des Vortrags anhand der von ihm untersuchten Städte Freiburg, Stuttgart und Heidelberg Stellung. Durch die Gegenüberstellung der Auftretenshäufigkeit bestimmter lautlicher Phänomene in den 40 Jahre alten Aufnahmen des Pfeffer-Korpus mit solchen aktuellen Datums zeigt sich, dass insgesamt ein starker Abbau regional-sprachlicher Elemente stattfindet. Am weitesten fortgeschritten ist dieser Abbau in der Sprache junger Frauen aus höheren Bildungsschichten. Dennoch lässt sich eine Zunahme an Formen nachweisen, die nicht der kodifizierten Standardsprache angehören. Dabei handelt es sich jedoch in aller Regel nicht um Regionalismen, sondern um sprechsprachliche Reduktionen, die von Standardformen abgeleitet werden können, wie z.B. *komm* für *kommen* oder *nich* und *is* für *nicht* und *ist*.

Zum Abschluss der Vorträge zu »Geschichte und Wandel« behandelte **Peter Schlobinski** (Hannover) mögliche Auswirkungen neuer Kommunikationstechnologien auf allgemeine schriftsprachliche Konventionen und -formen. Zentrale neue Technologien der »digitalen Revolution« bzw. der »zweiten Gutenberg-Revolution« sind das Internet und das Handy, deren verschiedene Kommunikationsformen seit Ende der Neunzigerjahre rasant ansteigend genutzt werden (wie E-Mail, Chat, SMS u.a.). Ein gemeinsames Merkmal der neuen Medien ist, dass sie verschiedene alte Medien wie Schrift, Ton und Bild in funktional abgestimmter Weise integrieren. Dabei entstehen vernetzte multimediale bzw. hybride Medien, die ihre jeweils eigenen Gebrauchsnormen ausbilden. Die Hybridisierung schließt Mischformen der ansonsten relativ getrennt gehaltenen Bereiche Mündlichkeit und Schriftlichkeit ein. Die durch die Schnittstelle zwischen Sprechsprachlichkeit und medial bedingter Schriftlichkeit entstehenden »Rückkopplungseffekte« wertet Schlobinski nicht kulturpessimistisch als Grund bzw. Hinweise auf Sprachverfall, wohl aber als funktionale Varianten, die in Konkurrenz zu den standardisierten Formen und Normen stehen.

Für das IDS-Projekt »Variation im gesprochenen Deutsch« präsentierte **Nina Berend** (IDS) unter an-

derem erste Ergebnisse der Auswertung des König-Korpus. In diesen Mitschnitten von Interviews mit Studenten und Studentinnen aus 43 Städten der alten BRD werden Variablen aus allen sprachlichen Bereichen untersucht. Beispielsweise ist bislang für die Apokope des *-e* der 1. Pers. Sg. in keiner Grammatik des Deutschen der Zusammenhang mit der Position des Pronomens beschrieben worden, obwohl bei nachgestelltem *ich* die Apokope im gesprochenen Deutsch überall praktisch obligatorisch ist. Auf der Basis verschiedener gesprochen sprachlicher Phänomene aus dem König-Korpus versuchte sie eine Einteilung der regionalen Gebrauchsstandards für das Gebiet der alten BRD. Demnach lassen sich vier Areale unterscheiden (Norddeutsch, Mitteldeutsch, Südwestdeutsch und Südostdeutsch), wobei vor allem der Südosten (Bayern) sich weniger durch eine einheitliche Sprachform als durch besondere sprachliche Konservativität auszeichnet. Berend betonte auch, dass es gerade für die Auslandsgermanistik nachteilig sei, dass bislang keine adäquaten Beschreibungen des tatsächlich gesprochenen Deutsch bestünden und Deutschlerner von der sprachlichen Realität in den deutschsprachigen Ländern häufig zu wenig vermittelt bekämen. Insbesondere im Vergleich mit der Beschreibung der englischen Sprache zeigen sich für das Deutsche Defizite, die sich z.B. so manifestieren, dass in deutschen Aussprachewörterbüchern Variation explizit ausgeblendet wird, während englische Pendant z.T. ihre Aufgabe gerade darin sehen, Varianten anzugeben und Formen, die typisch sind für gesprochene Sprache (u.a. auch die sog. »weak forms«), umfassend zu beschreiben.

In seinem Beitrag zur lexikalischen Innovation der Standardsprache präsentierte **Jannis Androutsopoulos** (Hannover) die Bedingungen bzw. die Modellierbarkeit der Verbreitung von Neologismen aus dem Bereich Jugendsprache bzw. Szenesprache. Die Verbreitungschance eines innovativen Lexems ist nach Androutsopoulos abhängig von verschiedenen Faktoren, u.a. vom Prestige der Quellzene ebenso wie von semantisch-funktionalen Faktoren. Er unterscheidet zwischen der Übernahme a) aus primärem Benennungsbedürfnis und b) als Variante zu vorhandenen Ausdrucksmöglichkeiten, sowie generell zwischen »Akkommodation« und »Act of identity«, d.h. zwischen der kontaktbedingten lokalen Anpassung und dem bewussten Selektieren der Formen. Die Rolle der Massenmedien beim Innovationsprozess sieht er darin, einerseits einen fortgeschrittenen Akzeptanzgrad von Neologismen anzuzeigen, andererseits aber auch, stereotype Jugendsprachelemente einem nicht-jugendlichen Publikum zugänglich zu machen. Entscheidend für

die Karrierechancen innovativer Elemente ist dabei für Androutsopoulos, ob diese innerhalb der Massenmedien bzw. von Modelltexten aus Eigen- oder Fremdperspektive verwendet werden. Auffällig oft würden jugendsprachliche Wörter wie *chillen* oder *geil* in den Massenmedien als »fremde Stimmen« eingesetzt. Die eigenperspektivische Verwendung, die ein Statusindikator des Lexems als »in Richtung Standardsprachbereich avancierendes Element« ist, konnte Androutsopoulos für *cool* belegen.

Ulrich Busse (Halle-Wittenberg) richtete in seinem Vortrag den Fokus auf die lautliche Integration von Anglizismen ins Deutsche. Vor dem Hintergrund von phonetischen und phonologischen Unterschieden zwischen dem englischen Quell- und deutschen Zielsystem der entlehnten Wörter können sich Produktions- und Verstehensprobleme beim Gebrauch von Anglizismen ergeben. Problemgründe schaffen Unterschiede in den Phoneminventaren der beiden Sprachsysteme, wie der einleitende Lorient-Sketch am Beispiel des im Deutschen nicht vorhandenen Dental-Frikativs [θ] bzw. [ð] illustrierte, oder phonotaktische bzw. subphonematische Unterschiede. Beispielsweise entstehen durch die »deutsche« entstimmte/fortisierte Auslautrealisierung von im englischen stimmhaft/lenis realisierten Endlauten ungewollte Homophonpaare wie der *[fet]-cup* im Damentennis.

Nach der Skizzierung der Beschreibung der Aussprache von Anglizismen in verschiedenen Kodizes plädierte Busse für eine Kodifizierung, die anstelle eines Aussprachestandards eine Variationsbreite (anhand bestimmter Beschreibungskriterien wie Alter, Bekanntheitsgrad und Integrationsstatus des Lemmas) darstelle, also ein deutsches Aussprachewörterbuch, das sich an der Methodik des englischen »Longman Pronunciation Dictionary« von J.C. Wells orientiert.

Richard Schrodtt (Wien) behandelte Kongruenzprobleme bezüglich der Numerusanzeige bei Subjekt und Prädikat, die trotz eindeutiger grammatischer Regelung nicht-okkasionell auftreten. Inkongruenzen des Typs »Die Literatur und die Natur war zu der Zeit sehr wichtig« entstehen dadurch, dass sich eine semantische Kategorie über den Numerus schiebt. Dies geschieht insbesondere bei abstrakten Begriffen in einer mehrgliedrigen Nominalphrase (siehe Beispiel), aber auch in anderen Fällen, in denen ein mehrgliedriges Subjekt als Einheit gemeint sei und wirke. Eine den koordinierten Subjektelementen übergeordnete Ganzheit gilt Schrodtt als »Term« (und die Numeruskongruenz als »Termkongruenz«). Die Term-Qualität, die Wirkung einer gemeinten Einheit,

wird durch bestimmte semantische Relationen der Subjektglieder begünstigt. Semantische Nähe, die Relation Kernbegriff-Satellit bzw. die Relation Hyperonym-Hyponym fördern den Eindruck einer übergeordneten Ganzheit und damit ein singularisches Finitum, wohingegen Subjektelemente in einer Gegensatzbeziehung die Pluralmarkierung des Verbs regelrecht fordern. (Vgl. die Beispiele: »Ihre Frau und sonstige Familie geht mit und Lachen und Schluchzen gerieten durcheinander.«)



Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Jahrestagung 2004

In der Term-Qualität bzw. Termkongruenz sieht er eine subjektive grammatische Kategorie, bei der die Ausdrucksabsicht ein Fenster der Grammatik zur Variation nutzt. Die Tagungsfrage beantwortet Schrodts bezüglich der beschriebenen Redeabsichtsvariation dann auch mit der Fenstermetapher: Der Standard verträgt so viel Variation, wie weit man das Fenster aufmachen will bzw. wie streng die Aufpasser sind.

Der Beitrag von **Margret Selting** (Potsdam) thematisierte prosodische, nämlich intonatorische Variationsphänomene. Anhand von Daten aus dem DFG-Projekt »Untersuchungen zur Struktur und Funktion regionalspezifischer Intonationsverläufe im Deutschen« (P. Auer, M. Selting, P. Gilles und J. Peters) zeigte sie am Beispiel des Berlinischen Unterschiede zwischen typischen Tonhöhenverläufen des Standarddeutschen und Berlinischen bzw. zwischen

standardnaher und standardfernerer Berliner Stadtsprache. Dabei unterscheidet sie zwischen kleinräumigen intonatorischen Parametern wie die Synchronisierung von Tonhöhengipfel und Akzentsilbe (pitch-peak-alignment) oder Besonderheiten regionaler Toninventare (z.B. steigend-fallende oder fallend-steigende Akzenttonkonturen) und großräumigeren Strukturen wie regionaltypische globale Intonationsphrasen und saliente holistische Intonationskonturen. Im Bereich des Toninventars stellte sie folgende Unterschiede zwischen dem Standarddeutschen und Berlinischen fest: Das Berlinische hat keine fallend-steigende nuklearen Intonationsmuster (Akzente), die das Standarddeutsche im Interrogativmodus verwendet. Im Berlinischen tendieren die Sprecher bei finaler Stellung der Akzentsilbe zur Realisierung des Tonhöhengipfels nach der Akzentsilbe. Diese »verzögerten Gipfel« werden zur Markierung von Widerspruch bzw. Korrektur verwendet. Als typisch berlinische globale Intonationsphrase präsentierte sie eine Abschluss-Kontur mit relativ hoher prä nuklearer Silbe und Abfall nach dem frühen Tonhöhengipfel (low-fall-downstep). Eine holistische

Kontur des Berlinischen ist die »Treppe aufwärts«, die zur Signalisierung der Rederechtshalteabsicht verwendet wird bzw. wenn angezeigt wird, dass der referierte Inhalt eigentlich bekannt ist. Diese Treppenkantur tritt bei standardfernen Sprechern wesentlich frequenter auf als bei standardnahen, was auf den Status der Kontur als salientes (weil kontrollierbares) Regionalitätsmerkmal hinweist.

Am Donnerstag begann **Jürgen E. Schmidt** (Marburg) vom Deutschen Sprachatlas die Reihe der Vorträge. Er sprach über »Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen«. Dabei ging er auf die geschichtliche Entwicklung der gesprochenen deutschen Standardsprache ein, die sich zu unterschiedlichen Zeiten jeweils an unterschiedlichen Vorbildern ausgerichtet habe: Eine mit der allgemeinen Alphabetisierung größerer Bevölkerungsteile in der frühen Neuzeit zunächst kleinregional variierende Standardausprache wurde

abgelöst von der am Ostmitteleuropäischen orientierten Sprechsprache. Schließlich konnte sich seit 1930 mit der Einführung und raschen Verbreitung des Rundfunks das dort gemäß der Aussprachewörterbücher verwendete, primär auf norddeutschen Ausspracheformen basierende Deutsch als nationale Oralisierungsnorm durchsetzen und vermittelte so erstmals der Gesamtbevölkerung eine einheitliche lautliche Form der Standardsprache. Jüngste Forschungsergebnisse von Marburger Arbeiten (A. Lenz, C. Purschke und A. Lameli) zeigen, dass Probanden unabhängig von ihrem regionalsprachlichen Hintergrund eine einheitliche Beurteilung dessen abgeben, was als standardkonform bzw. nicht mehr konform gelten kann. Diese kognitiv gewonnenen Daten decken sich darüber hinaus mit den aus variationslinguistischen Analysen theoretisch hergeleiteten Abgrenzungen von Varietäten und lassen so eine fundierte Unterscheidung von Standardsprache und regionalsprachlichen Sprechlagen zu.

Drei Vorträge von AuslandsgermanistInnen beleuchteten unter der Überschrift »Perspektiven auf Deutsch als Fremdsprache« die Variation des Deutschen aus ungarischer, britischer und katalanischer Sicht.

So gewährte **Peter Bassola** (Szeged) einen Einblick in die veränderten Bedingungen, unter denen heute in Ungarn an Schulen und Universitäten Deutschunterricht praktiziert bzw. gelehrt wird. Dabei ist als wesentlichste Veränderung vor allem das gestiegene Gewicht der gesprochenen Sprache anzusehen. Aufgrund der historisch engen Kontakte zum deutschen Sprachraum (die sich nicht zuletzt auch in der Übernahme des deutschen Schriftsystems durch die Ungarn widerspiegeln) ist Deutsch in Ungarn als Schulsprache auch heute noch führend, wird aber bald vom Englischen überholt werden. Durch die Nachbarschaft zu Österreich spielt insbesondere auch das österreichische Deutsch in Ungarn eine besondere Rolle. Beispiele für Variation in der Standardsprache (besonders auf nationaler Ebene) zeigen sich vor allem im Fachwortschatz, was er an Beispielen aus der Rechtsterminologie veranschaulichte.

Die britische Perspektive wurde von **Stephen Barbour** (Norwich) vermittelt. Er ging auf die unterschiedlichen Konzepte von Standard im Deutschen und Englischen ein: Im Englischen umfasst Standard alle Register, die von gebildeten Sprachteilnehmerinnen und -teilnehmern verwendet werden, also auch informelle Sprachformen, die im Deutschen üblicherweise schon zum Bereich der Umgangssprache

gezählt werden. Das betrifft auch die Aussprache, da im Englischen regionale Akzente innerhalb des Standards gesehen werden, während sie im Deutschen außerhalb stehen. Auch auf die zahlreichen Anglizismen im Deutschen ging er ein, die man keinesfalls als »englische Wörter« bezeichnen sollte, da sie im Englischen häufig so nicht existieren (prominentes Beispiel war der deutsche *Beamer*, der – was wohl für die meisten im Saal neu war – im Englischen *powerpoint projector* heißt). Resigniert zeigte er sich allerdings über das in Großbritannien stark gesunkene Interesse an der deutschen Sprache, das dazu führt, dass germanistische Institute an dortigen Universitäten geschlossen werden müssten. Akademische Fragestellungen wie das Motto dieser Tagung würden sich unter diesen Rahmenbedingungen bald ohnehin von selbst erledigen.

Schließlich berichtete **Marisa Siguan** (Barcelona) über Standard und Varianz des Deutschen aus spanischer/katalanischer Sicht. Die sprachlichen Verhältnisse in Katalonien mit den beiden gleichberechtigten Sprachen Katalanisch und Spanisch prägen ganz wesentlich auch die Sicht auf das Deutsche. Um die katalanischen Verhältnisse verständlich zu machen, ging sie deshalb ausführlich auf die ganz unterschiedlichen geschichtlichen Wurzeln der katalanischen und spanischen Sprache ein: Das Spanische ist eine seit mehr als 500 Jahren kodifizierte Hochsprache, das Katalanische wurde dagegen erst Anfang des 20. Jh. als großregionale Hoch- und Schriftsprache auf der Basis zahlreicher Dialekte neu normiert. Die katalanische Standardsprache befindet sich immer noch in einem Entwicklungsprozess, der z.T. ganz bewusst von sprachplanerischen Einrichtungen gesteuert und kontrovers diskutiert wird. Unter diesen Voraussetzungen stoßen unterschiedliche Varietäten und Variationen innerhalb der deutschen Standardsprache bei Lernenden ebenfalls auf Interesse und Akzeptanz.

Matthias Wermke (Mannheim), Leiter der Duden-Redaktion, beleuchtete das Tagungsthema vom Standpunkt des notwendigerweise pragmatisch und marktwirtschaftlich handelnden Verlags aus. In seinem Vortrag zu »Deskriptivität und Normativität aus der Sicht des Dudens« machte er die Benutzerorientiertheit der Duden-Werke klar: Auch wenn die Linguistik generell Deskriptivität favorisiert, müsse der Duden die Ökonomie (»man kämpft in einem Wörterbuch immer mit dem Platz«), vor allem aber die Sprachbenutzer stärker im Auge haben. Doch die wollen eine klare, eindeutige Auskunft, keine Wahl zwischen Varianten, das werde auch durch die telefonische Sprachberatung immer wieder bestätigt. In

diesem Spannungsfeld zwischen Deskriptivität und Präskriptivität wollte er die Duden-Werke als »Gebrauchswörterbücher« bezeichnet wissen. Das gelte insbesondere für den Orthographieduden, der mit Abstand das bestverkaufte Werk des Verlags ist. In diesem Zusammenhang beklagte er auch, dass in der Schule keine Wörterbuchbenutzungskultur vermittelt wird und daher im Zweifelsfall der Rechtschreibduden das einzige häusliche Nachschlagewerk zur deutschen Sprache bildet.

Zum Tagungsabschluss beschrieb **Ludwig M. Eichinger** (IDS) die aktuelle Situation des Deutschen in Bezug auf die Tagungsfrage als dadurch bestimmt, dass nach den Anfängen der Standardisierung im 19. Jahrhundert der gesprochene Standard mit Verzögerung und auf Kosten der strengen Schriftsprachorientierung heute als Alltagssprache weit verbreitet gebraucht wird. Ebenso ist das Setzen von für alle gültigen Normen in einer differenztoleranter werdenden Gesellschaft mit vielfältigen Realitäten und konkurrierenden Verhaltensweisen und Geltungsansprüchen erschwert. Auf diese veränderte Situation des Standards könne man einerseits mit Verfallsgedanken reagieren oder andererseits hervorheben, dass immer mehr Sprecher eine normative Übereinkunft bzw. ein Wissen bezüglich einer alltagssprach-

lich fundierten Standardsprachlichkeit teilen. Die linguistische Beschreibung des aktuellen Sprechstandards sollte auf breiter und bezüglich verschiedener Interaktionstypen gewichteten empirischen Grundlage erfolgen, da sich Verhaltenspräferenzen und Konventionen interaktional, »auf dem Marktplatz«, durchsetzen. Die Norm als (Zwischen-)ergebnis von Stilpräsentationen auf dem Marktplatz kann also als interaktional ausgehandelter »Erwartungserwartungskonsens« bezeichnet werden. Anhand dreier soziologischer Texte demonstrierte Eichinger, wie innerhalb eines Textsortentyps drei verschiedene (gesellschaftliche) Stile bzw. Formulierungstraditionen funktionale Anwendung finden im Spannungsfeld zwischen Strategien der (fachlich-autoritativen) Distanzierung und Verstehbarkeit, die im Wesentlichen mit der Verwendung von entweder schriftsprachlich orientierten oder eher sprechsprachlichen Mustern einhergehen.

Die nächste Jahrestagung findet vom 15.-17.03.2005 zum Thema »Textualität. Verständliche Texte – Textverständlichkeit« statt.

Die Autoren sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Fotos: Annette Trabold